

»Im Jahre 2013 wurde der nordamerikanische Kontinent von einer Naturkatastrophe unbekanntes Ausmaßes heimgesucht, die praktisch alle Formen organischen Lebens auslöschte. Die versehentliche Senkung der Portokosten der sogenannten ›Post dritter und vierter Klasse‹ hatte zur Folge, daß die Bewohner Nordamerikas am Morgen des 29. November im wahrsten Sinne des Wortes unter Tonnen von Broschüren, Wurfsendungen und Warenproben begraben wurden. Am Nachmittag desselben Tages erlagen kleinste Teilchen, die offensichtlich seit Jahrhunderten unbehelligt in der Atmosphäre geschwebt und die Luft verunreinigt hatten, schließlich der Schwerkraft und stürzten auf die Überreste einer noch völlig benommenen Bevölkerung. In weniger als 24 Stunden war die höchstentwickelte Kultur des Altertums dem Untergang anheimgefallen.«

So beginnt David Maculays satirisches »Motel der Mysterien« (1979, dt. Gerstenberg-Verlag 2000), ein Buch, das vom Mißverstehen der überkommenen Reste vergangener Kulturen handelt. Denn als man weit über ein Jahrtausend später – nach pompejanischem Muster – ein guterhaltenes Haus wiederentdeckt, erweist sich diese Villa als ziemlich mysteriös: Der Aufbau und die Ausstattung eines Motels werden in ihrer Funktion und Bedeutung komplett verkannt.

Als Produkt einer Verknennung erwies sich auch der »Hydrarchus harlani (Koch)«, den der Hefttitel in einem reproduzierten Kupferstich des 19. Jahrhunderts zeigt. Dieses museal präsentierte Gerippe eines »Meeresungeheuers« entstand aus der falschen Zusammensetzung fossiler Knochen verschiedener Urwale.¹ Die Wissenschaftsgeschichte bietet reiches Material an Beispielen des Bemühens um ein festschreibendes Verankern ihrer so mühsam wie lustvoll gewonnenen Erkenntnisse, die nur allzu bald wieder überholt wurden.

Das Bewußtsein der Endlichkeit alles Irdischen und des drohenden Verlustes von Bedeutung(en) hat sich seitdem eher noch verstärkt.

Doch trotz aller Erkenntnisse über unseren genetischen Bauplan oder die Besiedelung des Cyberspace sind wir weit davon entfernt, unser eigenes Überdauern nur ansatzweise zu sichern. Wenn es denn überhaupt anthropologische Konstanten gibt, dann zieht sich das Leiden an der Zeitlichkeit des Menschen und die vielen Versuche, diese zumindest partiell außer Kraft zu setzen, wie ein roter Faden durch die Kulturgeschichte der Menschheit. Der außerordentlich große Ausstellungserfolg des Plastinators Gunther von Hagens wirft ein Schlaglicht auf die Aktualität der Verewigungssehnsucht. Sein Umgang mit dem Körper knüpft an altägyptische Praktiken an, jedoch unter Verzicht auf den Gedanken der Wiedergeburt. Das im abendländischen Denkhorizont eminent wichtige Bemühen um eine Weiterexistenz der Seele ist in der so körperfixierten Gegenwart die Sorge um das Überauern unserer Muskeln gewichen. Auf diese Weise wird der in der Inszenierung ›bekunстete‹ eigene Körper scheinbar zum Monument seiner selbst, und ein öffentliches Interesse ist ihm durchaus sicher. Letztlich aber sind diese Skulpturen ausschließlich Monument der Fähigkeiten des Plastinators; sie besitzen keinen eigenen Namen und bleiben damit dem Namen ihres Schöpfers trophäengleich zugeordnet.

Wie der holländische Biologe Midas Dekkers in seinem klugen wie vergnüglichen Buch über den Reiz der Vergänglichkeit darlegt, neigen wir seit jeher dazu, »jedes Kennzeichen der Zeitlichkeit im Licht der Ewigkeit« zu interpretieren.²

Obzessive Akte des Erinnerns werden ernst und trotzig dagegengesetzt. Wie es aussieht, gelingt die ›Kultur des Erinnerns‹ insgesamt derzeit besser als etwa die Suche nach Leitbildern oder -kulturen. Vielleicht läßt sich letztere derzeit noch am ehesten in einer ausgeprägten Memorialkultur finden.

Die derzeitige Konjunktur der Erforschung des kulturellen Gedächtnisses – basierend auf den Entwürfen Aby Warburgs und Maurice Halbwachs' und vielfach exemplifiziert durch Jan und Aleida Assmann – zeigt deutlich, daß Erinnerung als ein soziales Konstrukt in Erscheinung tritt, das wesentlich von den jeweils herrschenden Erfahrungshintergründen bestimmt wurde und wird. Die Memoria ist ein gruppenbezogenes Phänomen, das sich durch Kommunikation und Interaktion in der Tradierung bestimmter kollektiver Verhaltensmuster herstellt. Alles Erinnern ist stets ein instrumentalisiertes, aus den gegenwärtigen Bedingungen heraus erwachsenes versicherndes Zurückblicken.³

Die Vielfalt der Möglichkeiten historischen Mißverstehens verstärkt in der Regel den Wunsch nach der Beständigkeit erreichter Positionen im Nachruhm.⁴ Seit ihren Anfängen lebt auch die Kunst in wesentlichen Aspekten von diesem Wunsch nach einem Überdauern ihrer Protagonisten und einer Verewigung ihrer erreichten oder antizipierten Ranghöhe in den Werken.

Der Begriff des Überdauerns unterscheidet sich in einem wichtigen Aspekt von dem des Erinnerns, indem er nämlich im Unterschied zu diesem nicht retrospektiv ausgerichtet ist, sondern von der Produktionsebene ausgeht und als aktiver Gestaltungsimpuls direkt auf die Zukunft bzw. den künftigen Rezipienten vorausweist. Die Wahl eines hohen Anspruchsniveaus und bestimmter bewährter Formen sollte einen anhaltenden Nachruhm garantieren. Im Zusammenhang mit authentischen sterblichen Resten einer bedeutenden Persönlichkeit (Herrscher, Heilige und andere Prominente) konnte dies noch besser gelingen.

Allein zwei der sieben Weltwunder der Antike waren monumentale Grabbauten, die die geometrische Grundform der Pyramide zum Ausgangspunkt nahmen. Die Cheopspyramide, größte aller Pyramidenbauten, galt der Manifestation der Unsterblichkeit seines Erbauers. Einige Unstimmigkeiten sprechen jedoch dafür, daß es sich bei dem Bau um einen Kenotaph, ein Scheingrab handelt. Mit der Grabstätte des karischen Königs Mausolos von Halikarnassos fand ein zweiter folgenreicher Memorialbau Aufnahme in den Kanon der Weltwunder. Der horizontal ausgerichtete und damit an die Pyramidentradition anknüpfende Bau war die Folge eines bedeutenden Wettbewerbes, aus dem die griechischen Baumeister Satyros und Pytheos als Sieger hervorgingen. Nach dem Tod des Mausolos im Jahre 353 v. Chr. führte dessen Witwe Artemisia den »für alle Ewigkeit« bestimmten Bau nicht nur weiter, sie sorgte bei der Ausstattung auch für ihre eigene Präsenz an zentraler Position: Die plastisch ausgeführte bekrönende Quadriga wurde nun nicht nur von einem Wagenlenker, sondern von einem Paar geführt. Die erhaltenen Quellen zeigen ein allgemeines Unbehagen der Zeitgenossen über Artemisias Vorgehensweise; man war sich sicher, daß diese Praxis nicht im Sinne Mausolos' war. Nachdem ein Erdbeben die Anlage im 12. Jahrhundert stark beschädigt hatte, verwendeten später Kreuzfahrer die Reste zum Bau von Befestigungsanlagen. Gleichwohl ging die Strategie des Königs Mausolos auf, die Erinnerung an seinen Namen und seine Bedeutung bis in die fernste Zukunft zu sichern. Sein Name wurde zum Synonym einer Gattung von Bauten in der Nachfolge seines Projektes.

Auch Artemisia schrieb sich mit ihrem Coup nachhaltig in das Gedächtnis der Nachwelt ein.

Die Sicherung einer dauerhaften Präsenz als Garant des Nachruhms erweist sich bis heute als ein starkes Movens derartiger Projekte. Nicht zufällig werden vor allem Männer von diesem Bedürfnis umgetrieben. Sie sind es, die die teuren und aufwendigen amerikanischen Trockeneis-Lager füllen in der Hoffnung auf eine Weiterentwicklung der Wissenschaft und damit auf den Tag ihrer Wiedergeburt. Mit der Möglichkeit des Klonens rückt diese Vision in greifbare Nähe. Der italienische Frauenarzt Severino Antinori, der keine ethischen Bedenken hat, kinderlosen Paaren auf diese Weise zu helfen, sagte kürzlich in einem Interview ganz unverblümt, wie er sich das vorstellt: Geklonet werden definitiv nur die Männer.⁵ Mohammed al-Fayed, Besitzer des Londoner Kaufhauses Harrods, will nach eigenen Angaben 100 Klone von sich herstellen, um das britische Establishment zu ärgern. Nach seinem Tod will er sich mumifizieren und in der Kuppel des Harrods beisetzen lassen – um eben auch über diese Art Realpräsenz Kontrolle auszuüben.⁶

Diese Position ist gewiß ein Extremfall, wirft aber ein Schlaglicht auf das Problem, den Wunsch, inmitten seines Besitzes oder seiner Schöpfungen dauerhaft zu bleiben.

Dieses Bedürfnis erfüllten sich viele der aufgeklärten Gartenbesitzer des 18. Jahrhunderts. Mit der bewußten Rezeption der antiken Traditionen erinnerten und diese für ihre eigene Memoria fruchtbar machten. Bei genauerer Betrachtung zeigt es sich, daß vor allem Aufsteiger das neue geschichtsträchtige Medium des Landschaftsgartens mit ihren historischen Dimensionen für ihre Selbstdarstellung nutzten. Dies um so mehr, wenn fehlende (männliche) Nachkommen eine Weiterführung der erreichten Positionen verhinderten. Das ideelle Zentrum dieser vielfach mit fiktiven historischen oder literarischen Genealogien angereicherten Anlagen bildete konsequenterweise das Gartengrab als raumbestimmendes Monument. Damit stellten sich die Gartenbesitzer einerseits in den Naturkreislauf des Werdens und Vergehens, wählten aber andererseits bevorzugt Formen mit Ewigkeitsanspruch wie die Pyramide in ihren Variationen. Das Wissen um die Anwesenheit authentischer Überreste steigerte in hohem Maß die Bedeutung der gestalteten Landschaft. Facetten dieser Bedürfnisstruktur ziehen sich bis heute durch, wie der Umgang mit den Streuwiesen auf unseren Friedhöfen zeigt. Einerseits entscheiden sich zunehmend mehr Menschen für die Möglichkeit der anonymen Bestattung, andererseits ertragen viele später die Ortlosigkeit der Trauer nicht und wünschen nachträglich einen individuellen, namentlich ausgewiesenen Gedenkplatz, der zumindest symbolisch mit realen Partikeln dieser Wiese legitimiert wird. Möglicherweise führten ähnliche Gründe zum Scheitern der »Hall of Memory« im Internet, einer virtuellen Gedenkstätte, die zwar bemerkenswert häufig aufgesucht, aber in zu geringem Maße eingereicht wurde.

Inwieweit die neuen anthropologischen Ansätze in der Bildwissenschaft hier produktiv werden und Erkenntnisperspektiven eröffnen, soll in einem eigenen Themenheft untersucht werden.

Unser Themenschwerpunkt widmet sich überwiegend einer Facette des Überdauerns, dem der Grab- und Erinnerungsmonumente, sowohl in ihrer individuell geplanten Form (s. die Beiträge von Bredekamp/Kartsen/Reinhardt/Zitzlspurger und

von Schweinitz) als auch in der späteren Ausprägung von national aufgeladenen Kriegerdenkmälern (Fuhrmeister). Der Umgang mit belangvollen menschlichen Teilen, den Präparaten der Virchow-Sammlung (Matyssek) und den museal aufgewerteten Artefakten des ersten Weltkrieges (Lange) kann in einem weiteren Sinne ebenfalls diesem Feld subsummiert werden.

Unter einem solchen Oberbegriff könnten aber durchaus auch andere Bereiche analysiert werden, so z.B. die vielfältigen aktuellen Fragen der Musealisierungprozesse als Strategie des Überdauerns und – nicht zuletzt – die Kanonbildung unseres Fach selbst. Der XXVI. Deutsche Kunsthistorikertag, der vom 21.-25. März 2001 unter dem Titel »Was war im 20. Jahrhundert?« in Hamburg abgehalten wurde, hat hierin neue Ordnungsversuche unternommen.

Er zeigte nicht zuletzt, daß es bei der fachinternen Definitionsmacht natürlich auch um Spielklassen, Namen und Nachruhm geht.

Vielleicht lag es an der Struktur der Tagung mit ihren vielen wichtigen Parallelsektionen, daß es diesmal keine Bereitschaft zu einer kritischen Gesamtwürdigung gab; vielleicht läßt sich die Zurückhaltung und mangelnde Kritikbereitschaft aber auch als ein Symptom des Wissenschaftsbetriebes mit seiner verschärften Konkurrenzsituation lesen. Der Diskussionsbedarf scheint mir insgesamt eher zu wachsen, und das Selbstverständnis des Faches sollte unter dem Veränderungsdruck der wissenschaftspolitischen Bedingungen dringend geklärt werden. Das ist alles nicht neu, nur sollten die altbekannten Schlagworte noch stärker als bisher in ein konstruktives und handhabbares Instrumentarium überführt werden.

Die derzeitige Debatte um die Einführung des Bakkalaureats jedenfalls berührt grundlegende Fragen um die Kernbereiche unseres Faches. Ludger Derenthal berichtet in diesem Heft von bisherigen Erfahrungen mit der künftigen Struktur.

Wie die Wahl von Gabi Dolf-Bonekämper zur Vorsitzenden des VdK zeigt, sind auch die alten Vereins- und Verbandsgrenzen fließender geworden. Das zwingt den Ulmer Verein zu einer rückhaltlosen Bestandsaufnahme und zu einer präzisen Zukunftsdiskussion. Das Thema Überdauern ist jedenfalls auch hier von einer überraschenden Aktualität. Wir wünschen uns, mit den LeserInnen der *kritischen berichte* hierüber in einen produktiven Austausch zu kommen.

Annette Dorgerloh

- 1 Abb. aus dem Kat. »Theater der Natur und Kunst. Wunderkammern des Wissens«, eine Ausstellung der Humboldt-Universität zu Berlin im Martin-Gropius-Bau, Berlin 2000, S. 143.
- 2 Midas Dekkers: An allem nagt der Zahn der Zeit. Vom Reiz der Vergänglichkeit. München 2001, S. 157.
- 3 Hierzu sind nach wie vor wichtig: Jan Assmann: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, In: Kultur und Gedächtnis, hg. von Jan Assmann und Tonio Hölscher,

- Frankfurt am Main 1988, S. 9-19, ders.: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1992; Otto Gerhard Oexle (Hg.): Memoria als Kultur. Göttingen 1995.
- 4 S. Klaus Thiele-Dohrmann: Ruhm und Unsterblichkeit. Ein Menschheitstraum von der Antike bis heute, Weimar 2000.
- 5 In: Der Spiegel 6/2002, S. 206.
- 6 Der Tagesspiegel, 16.5.1999.